

# Marei

Autor(en): **Widmer, Wally**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 24

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644851>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Marei

von Wally Widmer

Am Abend des letzten Schultages, als alle um den Tisch sitzen, sagt es der Vater: Daß die Marei nach Ostern in die Stadt müsse. Die Buben seien jetzt groß genug, um auf der Alp mitzuhelfen und hier werde man auch ohne sie fertig. Einen Augenblick lang hält er inne, läßt einen seiner dunklen Blicke in die Runde schweifen, daß sich die erstaunt erhobenen Gesichter schnell wieder senken und fährt dann fort: „Ich habe am vergangenen Sonntag mit dem Herrn Pfarrer gesprochen; er will sich nach einem geeigneten Platz umsehen.“

Darauf herrscht Schweigen am Tisch. Alle löffeln wieder ihren Kaffee. Marei ein wenig langsamer als die andern. Ihr Herz klopft hart gegen die Brust und über ihre Lippen fließt ein leises Beben. Sie geht nicht gern in die Stadt, die Marei. Zwar hat die Breni bei ihrem letzten Besuch gemeint: Viel schöner sei es dort unten, man müsse nicht so schwer arbeiten; und dann sei auch viel mehr Betrieb als hier. Aber Marei liebt die Stille, in der sie aufgewachsen ist. Verstohlen gleitet ihr Blick am bekümmerten Antlitz der Mutter vorbei zu ihren kleinen Brüdern hinüber, in deren Augen nun deutlich die Vorfreude über den kommenden Alpaufzug zu lesen ist. Sie tut Marei weh, diese Freude, jetzt, wo sie selber nicht mehr daran teilhaben kann, und sie senkt schnell dielider.

... Nein — niemand soll sehen, wie die aufsteigenden Tränen ihren Blick verdunkeln wollen. Sie ist ja ganz selber schuld, daß dies alles so unerwartet über sie hereinbricht. Schon im Herbst hatte der Vater einmal davon gesprochen, daß die Mutter auch mit vierzehn Jahren in fremden Dienst habe gehen müssen, und daß darum sie, die Marei, nicht zu gut dazu sei. Sie hätte also Zeit genug gehabt, sich vorzubereiten. Aber als dann nie mehr über die Sache geredet wurde, ist plötzlich die Hoffnung in ihr aufgefliegen, daß sie vielleicht doch noch ein Jahr zu Hause bleiben, noch ein einziges Mal den Alpaufzug mitmachen darf. — Vorbei. — Wie gut würde es jetzt tun, die Arme um den Hals der Mutter zu schlingen und sich dort auszuweinen. Wenn nur der Vater ... Marei schämt sich vor ihm. Entschlossen zieht sie die Lippen schmal und beginnt das Geschirr wegzuräumen. Zwar geht ihr das Abwaschen heute nicht so leicht von der Hand, und als sie endlich die schwere Stiege zum oberen Gaden herunterläßt, spürt sie ein Zittern in den Gliedern. Aber ihr Nachtgruß klingt ruhig, und ohne Tränen erwidert sie den forschenden Blick der Eltern.

Lang und qualvoll lastet die Nacht über dem schlaflosen Mädchen. Es wälzt sich in der Bettkutsch hin und her, horcht zuweilen auf die Atemzüge der Brüder, die gleichmäßig vom Oberbett herüberdringen und starrt ins Finstere. Einmal verläßt es das Lager und tastet zum Fenster. Der Föhn hat zu toben aufgehört; der Schnee ist weg, und in die erwartungsvoll aufgebroschene Erde fällt leise rauschend der erste Regen. Marei hat die Stirn gegen den Fensterrahmen gepreßt und blickt nun über die ansteigenden Weiden. Und weiter hinauf bis dorthin, wo sich die obersten Tannenarme fast unsichtbar im dunklen Hori-

zont verströmen. Hinter jenen letzten Tannen liegt die Alp. Man sieht sie nicht, aber man weiß es. Bald wird auch sie die winterliche Decke von sich stoßen, wie ein abgetragenes, wertlos gewordenes Kleid, und dann wird es wieder Zeit sein, die Hütten für den Sommer herzurichten. Marei greift sich an den Hals, wie um den harten Schmerz aufzuhalten, der sich ganz plötzlich in ihre Kehle setzt. Sie möchte es hinausschreien, daß sie nicht in die Stadt will, sie möchte es jenen zurufen, die so friedlich hinter ihrem Rücken schlafen; aber dann würden sie aufwachen und sie schelten. Erneut preßt sie die Lippen zusammen und drängt sich ein wenig stärker an das kühle Holz.

Ob es denn wirklich so schlimm sei, flüstert es eine Weile später in die Stille hinein. Marei dreht sich um. „Mutter!“ ruft sie, und als ob sie immerzu nur auf diesen Augenblick gewartet hätte, wirft sie sich nun aufschluchzend der Sorgenden an die Brust.

Die Frau kämpft. Nur zu gut weiß sie, wie sehr gerade Marei in der stillen Bergwelt verwurzelt ist und wie schwer sie es haben wird, drunten in der Stadt. Aber sie weiß auch, daß es trotzdem sein muß. Behutsam streicht sie einige Male über die weichen Haare der Schluchzenden, dann sagt sie leise, aber fest:

„Es geht um die Alp, Marei!“ und auf den erschrocken fragenden Blick des Mädchens: „Ja, es ist nun schon so, daß uns die Seuche im Herbst mehr Schaden gebracht hat, als ihr Kinder wißt, und daß der Simmen auf der Alp besteht, wenn wir den Rest für die letzten zwei Kühe nicht bezahlen. Aber wir können nicht bezahlen; wir haben ja kein Jungvieh mehr zu verkaufen. Nun hat der Fürsprech gemeint, daß wir vielleicht nicht alles auf einmal geben müßten; er wolle mit dem Simmen reden. Darum, Marei, mußt du fort. Es wird ja nicht viel sein was du dort unten verdienst, aber es ist doch etwas. Und dann: Wenn du in der Stadt bist und die Buben auf der Alp, können wir hier das ganze Haus an Gäste vermieten; Vater und ich werden eben im Stall schlafen.“

Marei hat zu weinen aufgehört. Erstaunt und verwirrt zugleich hat sie der Mutter gelauscht, und als diese nun schweigt, hebt sie mit einer raschen Bewegung den Kopf und wischt sich die letzten Tränen von den Wimpern.

„Wir dürfen die Alp nicht verlieren, Mutter!“ entgegnet sie fast heftig. „Wir müssen alles daran setzen, um sie zu halten. Hörst du? Ich gehe schon nächste Woche in die Stadt, wenn der Herr Pfarrer einen Platz für mich weiß. Ich kann so gut arbeiten wie die Breni! Besser, wenn es um die Alp geht. Sag das dem Vater.“

Mutig reckt sich ihre junge Gestalt im Arm der Mutter, dann läßt sie sich ohne Widerrede zum Lager zurückführen.

„Nun ist sie wieder ganz der Vater“, denkt die Frau, während sie das Mädchen in die schützenden Decken hüllt und einen Kuß auf seine Stirn drückt. „Schlaf jetzt gut“, sagt sie noch, ehe sie geht.

Ruhig tönt es ihr nach: „Du auch, Mutter!“

# Die Scholle

von Walter Dietiker

Seltam, ein Stücklein Erde auszuheben  
Und eine Pflanze sorglich einzusetzen  
Und dann zu wissen: Sie gedeiht, wird leben  
Und uns mit Blumen oder Früchten lehen.

Die Scholle tut's. O segnet sie, ihr Hände,  
Sie schenkt uns Blumen, Früchte und auch Ähren,  
Und immer ist's und niemals hat's ein Ende:  
Sie will das Leben und sie will gebären.

Wohl wendet sie sich an des Himmels Güte:  
Wer ist's, der ohne sie ein Werk vollbrächte?  
So wünscht die Scholle denn für Keim und Blüte  
Der Tage Licht und auch den Tau der Nächte.